

Michael Makropoulos

Grenze, Horizont und moderne Gesellschaft

I

Grenze und Horizont sind zwei soziale Abschlussparadigmen, also zwei Modalitäten, in denen eine Gesellschaft ihre Reichweite entwirft und ihre Kontur festlegt. Aber Grenze und Horizont sind keine austauschbaren oder analogen, sondern sehr verschiedene und geradezu entgegengesetzte Abschlussparadigmen. Denn Grenzen schließen Wirklichkeitsbereiche ab, Horizonte hingegen schließen Möglichkeitsbereiche auf. Doch das ist noch nicht alles. Indem sie Wirklichkeitsbereiche abschließen – und sie dadurch zugleich bestimmen –, verweisen Grenzen nämlich auch auf ein reales Außen, auf andere Wirklichkeiten, von denen sie zwar trennen, zu denen sie aber auch überschritten werden können. Anders Horizonte. Dadurch, dass sie Möglichkeitsbereiche aufschließen, konstituieren sie ein imaginäres Innen, das zwar unendlich ausgedehnt, aber nicht verlassen werden kann, weil Horizonte nur verschiebbar, aber niemals überschreitbar sind. Das ist ihre ontologische Differenz.

Diese Differenz gründet in der Neuzeit eine Konstellation der beiden Abschlussparadigmen, die für moderne Gesellschaften entscheidend werden sollte. Was man als Auseinandertreten von Grenze und Horizont beschreiben könnte und was ihre zunehmende Inkongruenz bedeutet, eröffnet nämlich einen Möglichkeitsbereich, der potentiell unendlich ist und der jenes konstruktivistische Weltverhältnis der europäischen Moderne generiert, das sich im Technischen als Beherrschung der Natur, im Ästhetischen als Autonomisierung der Kunst und im Sozialen als Gestaltbarkeit der Gesellschaft manifestiert. Dadurch tritt die Grenzüberschreitung als tradierte Grundfigur sozialen Wandels zunehmend hinter die Horizontverschiebung zurück, die ein anderes Weltverhältnis begründet, weil sie nicht reale, konkrete und deshalb endliche Wirklichkeiten gegeneinander ausspielt, sondern einen unendlichen Raum eröffnet, der von abstrakten, einander überbietenden und miteinander konkurrierenden Möglichkeiten bestimmt ist, die jede Wirklichkeit potenziell in Frage stellen.

Die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hat diesen offenen Horizont zur Chiffre einer gesellschaftlichen Dynamik gemacht, die nicht nur die Steigerung und das Wachstum, sondern vor allem die Überbietung an die Stelle der Überschreitung gesetzt hat, indem sie diese Dynamik technologisch als Optimierung operationalisiert und geschichtsphilosophisch als Fortschritt finalisiert hat. Dessen Immanenz mündet im 20. Jahrhundert in die epochalen Versuche,

technische, ästhetische und nicht zuletzt soziale Wirklichkeiten herzustellen, die den Potentialis konstruierender Progression institutionalisieren – und deren funktionelles Ensemble am Ende eine grenzenlose Welt bildet, die kein Außen mehr kennt und wahrscheinlich auch kein Außen mehr hat.

II

Als soziale Abschlussparadigmen sind „Grenze“ und „Horizont“ eher Metaphern als Begriffe. Aber nicht erst damit fangen die Probleme an. Denn die Dinge sind weder begriffs- noch metapherngeschichtlich wirklich klar: „Grenze“ mehr noch als „Horizont“ erweist sich nämlich schon in den verschiedenen lexikographischen Bestimmungen als etwas Uneindeutiges – und das von Anfang an. Im Griechischen steht neben *óros* mindestens auch *péras* und *térma*, im Lateinischen entsprechend neben *terminus* auch *finis* und *limes*. *Oros* und *terminus* sind dabei noch am eindeutigsten, nämlich juristisch konnotiert und bezeichnen sowohl staats- und eigentumsrechtliche Trennlinien im Allgemeinen als auch ihre verschiedenen materiellen Symbole im Besonderen, also Gräben, Raine, Steine oder Mauern. *Péras* und *finis*, vollends jedoch *térma* und *limes*, changieren hingegen zwischen politisch-geographischen Realien und theoretisch-metaphysischen Konzepten. Entsprechendes trifft auch für „Grenze“ im Deutschen zu: Einerseits ist die Grenze politisch-rechtliche Trennungslinie, andererseits ist sie metaphysische Schranke und theoretische Endfigur. Man könnte auf Englisch fortfahren mit *frontier*, *end* und *limit*, auf Französisch mit *frontière*, *fin* und *limite*. Das Wort wird auch hier im Feld seiner Synonyme zunehmend zur Metapher, die zwei verschiedene Abschlussformen beschreibt, ohne diese randscharf voneinander zu unterscheiden: Es bezeichnet sowohl die Trennlinie, die eine Sache von einer anderen scheidet, als auch die äußerste Ausdehnung einer Sache.

In dieser zweiten Bedeutung deckt sich die Vorstellung von Grenzen lange Zeit weitgehend mit der von Horizonten. Denn der Horizont ist in allen seinen Primärbedeutungen nicht nur die ebenso sichtbare wie imaginäre Linie, an der sich Himmel und Erde in der Ebene treffen, sondern auch der Gesichtskreis, der den Blick begrenzt und der als *orízon kyklos* wie als *orbis finiens* die metaphysischen Grenzbestimmungen gleichsam territorialisiert. Deshalb ist der Horizont gerade dann, wenn die Grenze nicht nur die Trennlinie zweier Territorien oder zweier Sphären, sondern deren äußerste Beschränkung meint, mit dieser weitgehend kongruent. Aber der Horizont ist nicht nur die Begrenzung des Blicks, er ist vor allem dessen absolute Möglichkeitsbedingung, wenn der Blick eine gerichtete und damit finite Wahrnehmung ist. Denn ein Blick, der ins Unendliche ginge, wäre – wenigstens nach der antiken Vorstellung – nicht nur keine ge-

richtete Wahrnehmung, sondern sähe buchstäblich nichts, weil er ins Unbestimmte führte, ins Unbegrenzte, eben ins *apeiron*, also in jenen grenzenlosen Bereich jenseits der Wirklichkeit, den *péras* als Grenze der bestimmten und bestimmbareren Welt, als unbestimmte, abstrakte, fiktive und deshalb vollkommen unvorstellbare Möglichkeit in einem unstrukturierten Raum ausgrenzt. Die Trennungslinie zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit markiert damit die metaphysische Stelle, an der Grenze und Horizont im antiken und weit über dieses hinaus noch im mittelalterlichen Verständnis dieser beiden Abschlusskonzepte zur Deckung kommen.¹

Nun sind aber sowohl Grenzen als auch Horizonte kontingent – sie könnten auch anders sein, weil ihnen so, wie sie empirisch sind, keine Notwendigkeit anhaftet. Das trifft natürlich gerade für politische Grenzen zu, die – mit einem Wort von Lucien Febvre – tatsächlich nichts sind, „was die Geographie der Politik aufgezwungen hätte“, sondern „Werke“ des Menschen, „der sich vor seinesgleichen schützen will“.² Aber nicht nur politische Grenzen sind Konstruktionen, sondern Grenzen überhaupt, wie Georg Simmel erklärt hat. Denn „der Natur gegenüber“ sei „jede Grenzsetzung Willkür, selbst im Fall einer insularen Lage, da doch prinzipiell auch das Meer ‚in Besitz genommen‘ werden“ könne. „Die Grenze“, erklärt Simmel, sei eben „nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt“.³ Sie ist freilich eine soziologische Tatsache, wie man hinzufügen muss, die in der Perspektive einer historischen Semantik ihrerseits ausgesprochen voraussetzungsvoll ist. Denn die Überschreitbarkeit und Verfügbarkeit der Grenze zwischen Natur und Kultur, die Simmel ebenso meint, wie die der Grenze zwischen Land und Meer, hat schließlich keineswegs transhistorische Evidenz; sie wäre dem antiken Verständnis nämlich geradezu aberwitzig und dem mittelalterlichen leichthin blasphemisch erschienen.⁴ Und selbst die Überschreitbarkeit von poli-

1 Vgl. Wokart, Norbert: „Differenzierungen im Begriff ‚Grenze‘“. In: *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*. Hrsg. von Richard Faber und Barbara Naumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 1995. S. 281 f. Vgl. auch „Grenze“. In: *Reallexikon für Antike und Christentum*. Bd. XII. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 1983. Sp. 1095 – 1107, bes. 1097 ff, sowie Gatzemeier, Matthias: „Grenze“, Fulda, Hans Friedrich: „Grenze, Schranke“ und Scherner, Maximilian: „Horizont“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3. Basel: Schwabe Verlag 1974. Sp. 873 – 875, 875 – 877 und 1187 – 1206.

2 Febvre, Lucien: „Frontière – Wort und Bedeutung“. In: ders.: *Das Gewissen des Historikers*. Berlin: Wagenbach 1988. S. 34 bzw. S. 30.

3 Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe*. Bd. 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. S. 697 bzw. S. 695.

4 Vgl. Makropoulos, Michael: „Meer“. In: *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*. Hrsg. von Ralf Konersmann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007. S. 240 f.

tisch-rechtlichen Grenzen, die auch das vorneuzeitliche Verständnis kannte, wurde durch ihren heiligen, also unantastbaren Charakter in der Antike und ihre ritualisierte Traditionsbindung im Mittelalter immerhin eingeschränkt.

Ähnliches gilt für Horizonte. Der neuzeitlichen Einsicht in die prinzipielle Künstlichkeit von Grenzen entspricht die Einsicht in die konstitutive Situativität von Horizonten. Der „Horizont“, erklärt Hans-Georg Gadamer, „ist der Gesichtskreis, der all das umfasst und umschließt, was von einem Punkt aus sichtbar ist“, also jener „Standort“, der als Situation „die Möglichkeit des Sehens beschränkt“ – aber eben auch allererst eröffnet, wie man hinzufügen muss. „Zum Begriff der Situation“ gehöre schließlich geradezu „wesenhaft der Begriff des Horizontes“. Außerdem sei der Horizont niemals „wahrhaft geschlossen“, sondern „etwas, in das wir hineinwandern und das mit uns mitwandert“, so dass sich Horizonte mit jeder Bewegung verschieben.⁵ Allerdings war der Horizont gerade dort, wo der Begriff nicht die physische Grenze der sinnlichen Wahrnehmung, sondern die metaphysische Grenze zwischen bestimmter Wirklichkeit und unbestimmter Möglichkeit bezeichnet, lange Zeit fest und unverrückbar. Die Vorstellung vom Horizont als einem situativen und damit perspektivisch ebenso veränderlichen wie veränderbaren Gesichtspunkt dagegen, die die Horizontstruktur des neuzeitlichen Weltverhältnisses kennzeichnet, setzt deshalb eine Transformation der beiden Abschlussparadigmen voraus, die mehr und anderes bedeutet als bloße semantische Spezifikation. Genauer gesagt: Grenze und Horizont werden mit ihrer semantischen Spezifikation im Nachgang zur Reflexion auf ihre Kontingenz, in der Neuzeit zugleich ontologisch neu positioniert.

III

Dahinter stand ein grundlegender Strukturwandel des Raumes. Noch im 16. Jahrhundert, hat Michel Foucault bemerkt, sei der Raum ein „hierarchisiertes Ensemble von Orten“ gewesen, die den vorneuzeitlichen und besonders den mittelalterlichen Raum zu einem festgefügteten „Ortungsraum“ machten. Dieser geschlossene Raum, der sich in der epistemologischen Ordnung des Mittelalters fortsetzte und eine Welt bildete, die „sich in sich selbst“ drehte, habe sich im Übergang zur Neuzeit ins Unabsehbare neuer Imaginations- und Handlungsräume geöffnet. Es entstand ein „unendlicher und unendlich offener Raum“ mit dem Effekt, dass sich „die Ortschaft des Mittelalters“ und das vorneuzeitliche Ord-

5 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr 1990. S. 307.

nungsgefüge „gewissermaßen aufgelöst fand“. Der Ort einer Sache, so Foucault weiter, war von jetzt an „nur mehr ein Punkt in ihrer Bewegung, so wie die Ruhe einer Sache nur mehr ihre unendlich verlangsamte Bewegung“, also ihre bloß relative Fixierung war. Entsprechend habe „sich die Ausdehnung an die Stelle der Ortung“ gesetzt, die variable „Lagerung“ und willkürliche „Plazierung“ der Dinge und der Lebewesen in einem unendlichen Raum verdrängte ihre absolute Fixierung an einen bestimmten ontologischen Ort, und die Neuzeit wurde damit zu einer Epoche, wie Foucault formulierte, „in der sich uns der Raum in der Form von Lagerungsbeziehungen darbietet“.⁶

Mit dem Strukturwandel des Raumes ging einerseits die weitgehende Territorialisierung der Grenzvorstellung einher. Ihre begriffliche Verdichtung bezeichnete jetzt fast ausschließlich die verfügbare – und überschreitbare – Trennungslinie zwischen verschiedenen Wirklichkeiten. Und als politisch-juridische Trennlinie avancierte die Grenze im Zuge der militärischen und politischen Grenzziehungen der frühmodernen Gesellschaften seit dem 16. Jahrhundert zu einem immanenten Ordnungsinstrument ersten Ranges. Indem „diese militärisch-politischen Grenzziehungen“ dann auch „auf den Bereich des menschlichen Lebens“ übertragen wurden, erklärt Hans Medick, „wurde die Vorstellung von der Grenze“ in der Folge nicht nur „mit einer Scheide-Linie zwischen ‚begrenzten‘ Territorien“, sondern auch mit der Trennlinie zwischen konturierten „Kulturen und Vorstellungswelten verbunden“.⁷

Mit dem Strukturwandel des Raumes ging andererseits aber auch die Deteritorialisierung der Horizontvorstellung einher. Schließlich mobilisierte sich gewissermaßen jede Situation, indem sie jetzt unabweisbar variabel wurde. Und der Begriff des Horizonts erfuhr dadurch gerade in seiner anthropologischen Bedeutung eine entscheidende Veränderung. In der Ablösung von den Grenzen und Grenzüberschreitungen der antiken Kosmologie und der theologischen Weltsticht des Mittelalters wurde der Horizont nämlich zur immanent generierten und deshalb prinzipiell veränderbaren Orientierungsmarke des Denkens und Handelns. Er diente jetzt nicht mehr dazu, dem Menschen seinen ihm gemäßen und definitiven Platz in einem geordneten Kosmos oder einer unbezweifelbaren Schöp-

6 Foucault, Michel: „Andere Räume“. In: *Aisthesis. Wahrnehmung heute*. Leipzig: Reclam 1990. S. 36f; Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971. S. 46.

7 Medick, Hans: „Zur politischen Sozialgeschichte der Grenzen in der Neuzeit Europas“. In: *Sozialwissenschaftliche Forschungen* 20, 1991. S. 159. Vgl. auch Medick, Hans: „Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes“. In: *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*. Hrsg. von Richard Faber und Barbara Naumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 1995. S. 211–224.

fungsordnung anzuweisen, sondern dazu, ihm die Selbstbestimmung seines Erkenntnis- und Wirkungsbereichs in einem unbestimmten Raum zu ermöglichen – einem Raum, der deshalb ebenso gestaltbar wie gestaltungsbedürftig war. Entsprechend wurde der Horizont seither nicht mehr als feste, unverrückbare und unverfügbare Grenze des menschlichen Handlungsvermögens konzipiert, sondern als verschiebbarer, veränderbarer und am Ende weitgehend offener Radius menschlicher Macht – ein offener Radius, der nicht nur über jede Grenze hinauswies, die dieser Macht bisher gesetzt war, sondern auch über jede Grenze, die ihr zukünftig gesetzt werden könnte.

Was mit der Öffnung des Horizonts in der Neuzeit aufbrach, war allerdings nicht nur die Kongruenz von Grenze und Horizont, sondern auch das Kontinuum ihrer impliziten Raumkonzepte. Das ist ästhetisch mit der Zentralperspektive schon früh in ein sensorisch begründetes Wirklichkeitsverhältnis gebracht worden, das die menschliche Wahrnehmung mit den wissenschaftlichen Erkenntnisbedingungen der Neuzeit synchronisierte. Denn die Zentralperspektive war nicht nur die adäquate Methode, mit der im Ästhetischen die theologische Ontologie des symbolischen Bedeutens durch die wissenschaftliche der mathematischen Empirie verdrängt werden konnte; sie war auch die adäquate Methode, mit der sich der menschliche Blick des Unendlichen bemächtigen konnte, indem die Zentralperspektive die „Unendlichkeit auf eine begrenzte Bildfläche“⁸ übertragbar machte, wie Albrecht Koschorke erklärt hat. Nicht zuletzt aber war die Zentralperspektive durch ihre Bindung an den Fluchtpunkt auch die Methode, Unendlichkeit als lineare Progression zu bündeln. Das wiederum war eine Voraussetzung für jene offene Anthropologie der Aufklärung, die in der Idee der geschichtsphilosophisch finalisierbaren und sozialtechnisch realisierbaren Perfektibilität des Menschen und des Sozialen ihren Ausdruck fand. Denn die anthropologische und mit ihr die soziologische Vervollkommnungskonzeption verdankt sich nicht einer Grenzüberschreitung von einer finiten Wirklichkeit in eine andere, sondern einer Entgrenzung, die jede finite Wirklichkeit hinter sich lässt. Deshalb ist sie auch nicht teleologisch – oder ist es nur dort, wo sie als soziale Utopie noch im Auslaufhorizont geschlossener Weltkonzeptionen steht.

Mit Blick auf diese epochale Umstellung sozialer Wandlungsprozesse von Überschreitung auf Entgrenzung hat Reinhart Koselleck die historische Dynamik moderner Gesellschaften mit der Freisetzung der Erwartung aus ihren Bindungen an die Erfahrung erklärt – eine Freisetzung der Erwartung nicht nur aus ihren Bindungen an die bisherige Erfahrung, wie man betonen muss, sondern aus ihren

8 Koschorke, Albrecht: *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. S. 57.

Bindungen an die Erfahrung überhaupt. Das ist die eigentliche Pointe: Die Wirklichkeit einer spezifischen und damit begrenzten Erfahrung, so könnte man Kosellecks Konzept der Moderne in das Koordinatensystem der beiden Abschlussparadigmen übertragen, wurde jetzt nicht mehr mit einer anderen spezifischen Erfahrung konfrontiert, sondern mit einer unspezifischen und damit unbegrenzten Erwartung. „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“, wie seine beiden historischen Kategorien lauten, traten dadurch nicht nur empirisch auseinander, sondern strukturell.⁹ Und wenn unter diesen Bedingungen Wirklichkeitsgrenzen überschritten wurden, führte die Überschreitung nicht in eine andere begrenzte Wirklichkeit, sondern in einen grenzenlosen, offenen Möglichkeitshorizont. Historischer Effekt dieses Vorgangs ist jene Diskontinuität von Wirklichkeit und Möglichkeit, die für das Selbstverständnis moderner Gesellschaften fundamental ist. Denn diese Diskontinuität ist mehr als Enttraditionalisierung, und sie ist auch mehr als die zunehmende Entzweiung von Herkunft und Zukunft; sie generiert vielmehr ein gesellschaftliches Selbst- und Weltverhältnis, dessen strukturelle Disposition konstruktivistisch und dessen funktionelle Disposition produktivistisch ist. Es ist ein Selbst- und Weltverhältnis, dessen Prinzip die Innovation ist, die Realisierung neuer Möglichkeiten, die fiktional erschlossen werden und die aus diesem Grund nicht vollständig aus den alten Wirklichkeiten abgeleitet werden können. Seine politische Manifestation sind die modernen Revolutionen mit ihrer Logik der unvermittelbaren Diskontinuität, ihrem Pathos des radikalen Neuanfangs und ihrer Suggestion der totalen Verwirklichungsmöglichkeit.¹⁰ Seine soziale Manifestation ist aber das, was man eine Optimierungsgesellschaft nennen könnte, also eine Gesellschaft, deren Charakteristikum die permanente Horizontverschiebung durch Orientierung am Bestmöglichen ist. Im Zentrum ihres Selbstverständnisses steht zwar die Idee des Fortschritts, aber diese Idee bedeutet gerade soziologisch mehr und anderes, als die Ersetzung der christlichen Eschatologie durch säkulare Geschichtsphilosophien. Denn der Begriff des Fortschritts impliziert nicht nur eine anthropologische Disposition der unaufhörlichen Steigerung, die sich in der epochalen Konzeption der menschlichen und der sozialen Perfektibilität niederschlägt – der Begriff des Fortschritts impliziert darüber hinaus auch ein Konzept des selbstmächtigen Bessermachens, das sich nicht im Erreichen vorgegebener Ziele erschöpft, sondern neue, bisher unbekannte Ziele erschließt und sozial realisierbar

⁹ Koselleck, Reinhart: „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien“. In: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 354 ff.

¹⁰ Vgl. Steiner, George: *In Blaubarts Burg. Anmerkungen zur Neudefinition der Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972. S. 22f.

macht, indem es die Horizontverschiebung auf Dauer stellt und die Überbietung an die Stelle der Überschreitung setzt.¹¹

IV

Das hat nicht zuletzt eine eminent politische Dimension. Was im 18. Jahrhundert zunächst als Versuch anhebt, die gesellschaftlichen Kräfte durch umfassende Disziplinierungsprozesse von innen heraus zu steigern, bildet gewissermaßen die Frühgeschichte rationaler Gesellschaftsorganisation. Deren weitere Entfaltung bestimmt die Konstitution jenes offenen Feldes der sozio-ökonomischen Prosperität und der sozialpolitischen Intervention, das im 19. Jahrhundert im Zuge der vehementen Industrialisierung und Urbanisierung der europäischen Gesellschaften entsteht. Im 20. Jahrhundert kulminiert die Rationalisierung dann in den technokratischen Gesellschaftskonzepten, deren erklärtes Ziel die soziale Optimierung in der funktionalistischen Linie tayloristischer und fordistischer Gesellschaftsorganisation ist. Diese technokratischen Gesellschaftskonzepte haben sich nicht zuletzt in der architektonischen Gestaltung des sozialen Raumes nach Kriterien optimaler Funktionalität buchstäblich materialisiert. Aber die moderne Architektur ist mehr als die bloße Materialisierung rationaler Gesellschaftsorganisation; sie ist auch der Kreuzungs- und Mischungsbereich sozialer mit technischen und ästhetischen Konstruktivismen. Und sie ist der Inbegriff einer umfassenden Infrastruktur zur Entfaltung menschlicher Möglichkeiten.¹²

Dahinter steht das, was man etwas irreführend ‚wissenschaftlich-technische Naturbeherrschung‘ nennt und was von Anfang an mehr als die zweckrationale Instrumentalisierung der Natur war. Denn Naturbeherrschung in diesem instrumentellen Sinne war schon die antike *techné*, die gewissermaßen etwas vollendet, was die Natur aus sich heraus nicht zu Ende bringt. Technik in diesem Sinne „springt für die Natur nur ein“, wie Hans Blumenberg erklärt hat. Und sie verbleibt als Vollendung des Unvollendeten selbst dann noch Nachahmung der Natur, wenn sie ihr Ziel, wie beim Heben von Lasten, mit naturwidrigen Bewegungen

11 Vgl. Mittelstraß, Jürgen: *Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie*. Berlin, New York: de Gruyter 1970.

12 Vgl. Makropoulos, Michael: *Modernität und Kontingenz*. München: Fink 1997; sowie Makropoulos, Michael: „Historische Kontingenz und soziale Optimierung“. In: *Die Weltgeschichte – das Weltgericht? Stuttgarter Hegel-Kongress 1999*. Hrsg. von Rüdiger Bubner und Walter Mesch. Stuttgart: Klett-Cotta 2000.

erreicht.¹³ Wissenschaftlich-technische Naturbeherrschung im neuzeitlichen Sinne dagegen impliziert etwas sehr anderes, nämlich die Reduktion der Natur zur Ressource, zum bloßen Stoff und zum bloßen Material einer selbstmächtigen menschlichen Konstruktion. Denn dort, wo der Möglichkeitshorizont aus den Wirklichkeitsgrenzen freigesetzt wird – zu denen auch die Naturgrenzen gehören, solange sie nicht überschritten werden –, geht es nicht mehr um die nachahmende Vollendung der Natur nach Maßgabe ihrer nichtverwirklichten Potentiale, sondern um ihre konstruktivistische Überbietung in einer durch und durch vernunftgenerierten und deshalb menschengemäßen Kulturwelt, die alle Naturwelt hinter sich lässt.

Ähnliches gilt im Ästhetischen. Die Autonomisierung der Kunst in der Moderne setzt nicht nur ihre Freisetzung aus tradierten rituellen oder repräsentativen Bindungen voraus, sondern vor allem ihre Freisetzung aus dem Gebot der Nachahmung, dem sie seit der aristotelischen Poetik unterworfen war.¹⁴ Das war im Kern der historische Effekt jener berühmten *Querelle des anciens et des modernes* Ende des 17. Jahrhunderts, die nicht nur für die ästhetische Moderne entscheidend war, sondern für das gesamte Dispositiv der konstruktivistischen Perfektibilität.¹⁵ Vollkommen antimimetisch wurde die Kunst dann dort, wo sie im frühen 20. Jahrhundert mit der Abstraktion die Möglichkeit absolut gegen natürlicher Konstruktionen erschließt, indem sie die Grenzen der Sichtbarkeit überschreitet, die Zentralperspektive suspendiert und die menschliche Wahrnehmung gleichzeitig in die Sinnlichkeit einer Abstraktion einübt, die alle sensorischen Gewohnheiten suspendiert.¹⁶ Die ästhetische Souveränität, die sich überhaupt erst mit dieser Abstraktion etabliert, bedeutet allerdings nicht die Abwendung der Kunst von der Gesellschaft, sondern begründet umgekehrt jenen privilegierten Gestaltungsanspruch gerade im Sozialen, den die ästhetischen Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts erhoben haben. Es ist dieser privilegierte Gestaltungsanspruch, der dann in der Synthese mit den technischen und sozialtechnischen Möglichkeiten des Zeitalters jenen schrankenlosen Konstruktivismus in der Architektur etabliert hat, von dem Le Corbusier behauptete, er sei die „Beschlagnahme der Natur durch den Menschen“ und so die „Tat des Menschen wider die

13 Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. S. 81f. Vgl. auch Blumenberg, Hans: „Nachahmung der Natur. Zur Vorgeschichte der Idee des schöpferischen Menschen“. In: ders.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*. Stuttgart: Reclam 1981.

14 Vgl. Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart: Reclam 1961, bes. Kap. 2.

15 Vgl. Jauf, Hans Robert: „Literarische Tradition und gegenwärtiges Bewußtsein der Modernität“. In: ders.: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970.

16 Vgl. Gehlen, Arnold: *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*. Frankfurt am Main, Bonn: Athenäum 1965, bes. S. 176–185.

Natur“.¹⁷ Ziel dieser „Tat“ war die Konstruktion eines sozialen Raumes, der als Raum grenzenloser Mobilität und rückhaltloser Disponibilität zum Optimierungsraum par excellence wurde und dessen Abschluss eben keine geschlossene Grenze bildete, sondern ein offener, verschiebbarer und unendlich fiktionalisierbarer Horizont.

Vielleicht ist die Fiktionalisierung des Möglichkeitshorizonts am Ende das entscheidende Moment einer Modernität, die sich von Anfang an als Kultur der Konstruktion verstanden hat. Und vielleicht ist die Fiktionalisierung des Möglichkeitshorizonts deshalb auch für ein politisch-soziales Möglichkeitsbewusstsein charakteristisch, das nach dem Ende des kosmologischen Weltbildes der Antike und nach dem Zusammenbruch des theologischen Weltbildes des Mittelalters von neuen, autonom entworfenen Handlungsperspektiven bestimmt war, in denen „der Mensch sich auf den Kopf, d. i. auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut“, wie Hegel dieses metaphysische Spezifikum der Moderne mit Blick auf die Französische Revolution beschrieben hat.¹⁸ Auf jeden Fall aber ist die Fiktionalisierung des Möglichkeitshorizonts ein Vorgang, der sich in zwei verschiedenen Modi realisiert hat, die ihrerseits zwei unterschiedliche Tendenzen politischer, sozialer und kultureller Modernität grundieren, denen zwei verschiedene und am Ende sogar gegensätzliche modalontologische Paradigmen entsprechen, nämlich Utopie und Optimierung. Die strikte Unterscheidung dieser beiden Paradigmen mag auf den ersten Blick zwar nebensächlich erscheinen; in Wirklichkeit ist sie aber von prinzipieller und gerade nicht von bloß gradueller Bedeutung. Denn sie korrespondiert mit der ontologischen Differenz von Grenze und Horizont.

Der Begriff der „Utopie“ ist ein absoluter Begriff. Er impliziert strenggenommen zwar die aktuelle Nutzung, aber auch die ebenso zukünftige wie finale Schließung des Möglichkeitshorizonts in einem idealen und daher unüberbietbaren Zustand – in einer neuen, ebenso geschlossenen wie konkreten Totalität der Erfahrung und in einer unübersteigbaren und deshalb definitiven Gesamtkonstruktion.¹⁹ Der Begriff der „Optimierung“ hingegen ist ein relativer Begriff. Er bezeichnet die situativ extrapolierte, prinzipiell unaufhörliche und irreduzibel zieloffene Überbietung jedes Zustandes – jedes scheinbar gegebenen, vor allem aber auch jedes selbstmächtig erreichten Zustandes. Man mag darin eine exklu-

17 Le Corbusier: „Leitsätze des Städtebaus“. In: *Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. von Ulrich Conrads. Braunschweig/ Wiesbaden: Vieweg 1981. S. 84 f.

18 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. In: *Werke*. Bd. 12. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970. S. 529.

19 Vgl. Lepenies, Wolf: *Melancholie und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1969. S. 34 f. und S. 41 f.

sive modalontologische Differenz sehen; Optimierung signalisiert jedenfalls gerade nicht die Aufhebung, die Eliminierung oder wenigstens die Begrenzung der Möglichkeitsoffenheit, sondern ihre Erhaltung, Verstetigung, Erweiterung und Kultivierung. Das macht den ‚Unterschied ums Ganze‘, der sich erst kontingenztheoretisch vollständig auf den Punkt bringen lässt – und der gar nicht erst zu analytischer Bedeutung kommt, wenn der Utopiebegriff und das Optimierungskonzept gegeneinander verschliffen und nicht nur semantisch, sondern in der Sache fast synonym verwendet werden: Die realisierte Utopie, so ließe sich der Unterschied akzentuieren, hebt alle Kontingenz auf, während die realisierte Optimierung Kontingenz ‚kultiviert‘ und gerade dadurch auf Dauer stellt. Das ist denn auch das entscheidende Moment der neuzeitlichen und vollends der modernen, industriell organisierten Technisierung. Als grundlegendes operatives Weltverhältnis einer Kultur der Möglichkeitsoffenheit etabliert sie zwar so oder so einen prinzipiellen Produktivismus; aber dort, wo es um die Herstellung eines wie auch immer als ideal gedachten Zustandes geht, greift die abschließende Logik der Utopie, während dort, wo es um die Überbietungsoffenheit des jeweils Erreichten geht, die transitorische Logik der Optimierung greift. Optimierung schafft damit ein Dispositiv der prinzipiellen Unabschließbarkeit, während die Utopie die Wünschbarkeit der einen idealen und deshalb abschließenden Konstruktion nicht nur nicht in Frage stellt, sondern geradezu affirmiert, weil sie tatsächlich an die Möglichkeit eines absoluten Produkts glaubt.²⁰

Das ist allerdings einigermassen voraussetzungsvoll. Das Optimierungsmoment ist darin begründet, dass jede Konstruktion, eben weil sie eine Konstruktion ist, prinzipiell verändert, verbessert und überboten werden kann. Es etabliert damit einerseits eine irreduzible konstruktivistische Freiheit; andererseits etabliert es aber auch eine neue Form der Unverfügbarkeit, die darin besteht, dass jede Konstruktion einem Legitimationsdruck ausgesetzt ist, sobald sie auf Dauer gestellt werden soll. Sie steht gewissermaßen in permanenter Konkurrenz mit anderen, nicht realisierten, aber weiterhin realisierbaren Konstruktionsmöglichkeiten. Anders gesagt: Wenn man sich auf die Logik der Überbietung einlässt, die der neuzeitlichen Technisierung inhärent ist, kommt man aus der Kompetitivität nicht mehr heraus. Die Konsequenzen, die das für das utopische Denken hat, sind klar: Utopien gibt es in dieser offenen konstruktivistischen Perspektive immer nur auf Widerruf – eben weil jede Utopie als definitive Lösung unter der Bedingung eines offenen Möglichkeitshorizonts nur eine vermeintlich definitive Lösung ist, die stets entweder durch andere Utopien überholt oder durch andere, nicht auf

²⁰ Vgl. Plessner, Helmuth: „Wiedergeburt der Form im technischen Zeitalter“. In: ders.: *Politik, Anthropologie, Philosophie. Aufsätze und Vorträge*. München: Fink 2001. S. 77 und S. 84.

ideale Zustände ausgerichtete Optionen in Frage gestellt werden kann. Als konkrete Erwartungsrealitäten sind Utopien außerdem stets die Utopien ihrer Zeit und artikulieren die Ideale ihrer historischen Situation.²¹ Optimierung hingegen ist als abstrakte Erwartungsmodalität prinzipiell unabhängig von historischen Realitäten, weil sie keine konkrete Gegenrealität anzielt und auch keinen idealen Zustand kennt. Und wenn es eine historische Dominanz des Optimierungsdispositivs in den modernen Gesellschaften des späten 20. Jahrhunderts gibt, erklärt dies auch das gelegentlich beklagte Ende der Utopien. Es resultiert nicht aus ihrer historischen Diskreditiertheit durch die politische Gewalt, die sie begleitet hat, und auch nicht aus einer paradigmatischen Erschöpfung des utopischen Denkens, sondern aus einer Konkurrenzsituation, in der sie nicht gewinnen können.

V

Technischer, ästhetischer und sozialer Konstruktivismus bilden damit gerade diesseits der Utopien ein funktionelles Ensemble in den modernen Gesellschaften, dessen historischer Effekt die Überschreitung jeder äußeren und die Auflösung jeder inneren Grenze ist. Die Folgen sind bekannt und nicht allein in den Architekturen des sozialen Raumes evident: Es entsteht ein ebenso schrankenloser wie abstrakter und funktioneller „Raum ohne Eigenschaften“²² – glatt, auswechselbar, endlos redundant, ohne definitiv besetzbare Orte. Gleichzeitig ist dieser Raum der adäquate Raum einer Gesellschaft, die die Unendlichkeit und die Unabschließbarkeit positiviert und diese Positivierung des Transitorischen strukturell im Prinzip der sozialen Mobilität realisiert hat. Deshalb ist die Optimierung das Signum eines Vergesellschaftungstyps, der die Positivierung des Transitorischen und die Institutionalisierung der Mobilität in einem Maße zum zentralen Kriterium sozialer Integration macht, dass man hier fast von der Hegemonie, wenn nicht vom Absolutismus eines Sozialen sprechen möchte, dessen Charakteristikum die organisierte und strukturell garantierte Möglichkeitsoffenheit ist. Seine Trägerschicht bildet die idealtypisch-globalisierte Mittelschicht, sein Identitätskonzept bestimmt die habitualisierte Möglichkeitsoffenheit, sein Individualitätstyp ist das Produkt einer optimierungsoffenen Lebensführung innerhalb statusoffener Sozialstrukturen.

²¹ Vgl. Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. Zweiter Band. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. S. 727 f.

²² So Waldenfels, Bernhard: „Heimat in der Fremde“. In: ders.: *In den Netzen der Lebenswelt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985. S. 203.

Die historische Entfaltung dieser Optimierungsgesellschaft steht allerdings nicht mehr im Kontext einer Entwicklung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in eine rationalisierungslogische Funktionsgesellschaft geführt hat, die im Wesentlichen auf Dispositiven der Disziplinierung und Regulierung gegründet war, sondern im Kontext einer ebenso post-disziplinären wie post-regulatorischen Gesellschaft, die auf autonome Disponibilität gegründet ist und die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre paradigmatische Form in der organisierten Herausbildung von gesellschaftlichen Infrastrukturen individueller Selbstentfaltung findet. Ihr soziologisches Charakteristikum ist jene „antizipatorische Sozialisation“, die die Fiktionalisierung des Möglichkeitshorizonts gerade dadurch vergesellschaftet, dass sie sie nicht in produktivistische Organisationsstrukturen sozialer Funktionalität, sondern in konsumistische Infrastrukturen sozialer Disponibilität einbettet und zur habituellen Voraussetzung sozialer Mobilität macht, wie David Riesman und Howard Roseborough gezeigt haben. „Antizipatorische Sozialisation“ („anticipatory socialisation“) bezeichnet dabei kein allgemeines bildungspolitisches Konzept, sondern die strukturelle Konditionierung der Individuen auf eine zieloffene Lebensführung hin, die gleichzeitig „das Bild eines weitgehend uniformen Lebensstils der majoritären Mittelschichten“ abgibt.²³ „Antizipatorische Sozialisation“ formt damit gewissermaßen die subjektive Bedingung einer sozialen Mobilität, deren objektive Bedingung die tatsächliche Durchlässigkeit der Sozialstruktur ist, die nach dem Ende der feudalen Ständewelt des 18. Jahrhunderts und vollends nach dem Ende der bürgerlichen Klassenvelt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in der massendemokratischen Statuswelt der Nachkriegszeit realisiert wurde, deren Vorbild die amerikanische Mittelschicht der 1950er Jahre war. Riesman und Roseborough beschreiben diese Fiktionalisierung der eigenen sozialen Position als frühzeitige Vorbereitung auf soziale Rollen, die es noch gar nicht gibt – weder als Berufs- noch als Konsumentenrollen. „Das Auffallende am amerikanischen Leben“ sei, „dass die Menschen für Rollen vorbereitet werden, die ihre Eltern nicht gespielt haben, ja die überhaupt noch niemand gespielt hat: sie werden hinsichtlich der Motivation und der sozialen Geschicklichkeit (die einen guten Teil des ‚know how‘ ausmacht) für Berufstätigkeiten vorbereitet, die noch nicht erfunden sind, und für den Konsum von Gütern, die noch nicht auf dem Markt sind“.²⁴ „Antizipatorische Sozialisation“ bedeutet damit tatsächlich die Orientierung und vor allem die emotional positive Bindung an einen offenen Erwartungshorizont und setzt voraus, dass sich

23 Riesman, David/ Roseborough, Howard: „Laufbahnen und Konsumverhalten“. In: David Riesman: *Wohlstand wofür? Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. S. 18 f.

24 Riesmann u. a.: *Laufbahnen*. S. 22.

die Erwartungen nicht mehr auf definitive, sondern auf transitorische, vorübergehende und diskontinuierlich steigerbare Befriedigungen richten. Entsprechend ist nicht mehr nur die Arbeit das Medium der sozialen Integration, sondern mindestens so sehr auch der Konsum. Und genau in diesem Sinne ist der statusindizierende, wenn nicht überhaupt statuskonstituierende Besitz des „Standardpakets“ an Waren und Dienstleistungen, in dem sich die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Statusgruppe manifestiert und das zum eigentlichen Symbol statusadäquater Sozialintegration wird, ambivalent, nämlich konformistisch und möglichkeitsoffen zugleich.²⁵

Hier greift zunächst eine Besonderheit des Massenkonsums, die diesen prinzipiell von allen Formen des Verbrauchs in einem traditionellen, bedürfnislogischen Sinne unterscheidet, nämlich das besondere Objektverhältnis, das den Massenkonsum zu einem Phänomen macht, das auf permanente Reproduktion gestellt ist. Natürlich geht es in diesem Objektverhältnis in erster Linie um die massenhafte individuelle Aneignung von gesellschaftlich fetischisierten und marktförmig verfügbaren Gütern. Aber gleichzeitig geht es auch um die Einübung der Individuen in den transitorischen Charakter von Objekten, die nicht nur überbietbar und ersetzbar sind, sondern tatsächlich ersetzt werden sollen, sobald ein neues Produktniveau erreicht ist, das seinerseits eine neue Stufe auf der imaginären Leiter des sozialen ‚Aufstiegs‘ markiert, indem es zu einem neuen gesellschaftlichen Standard wird. Vielleicht ist der gesellschaftstheoretisch belangvolle Aspekt des Konsums am Ende deshalb tatsächlich nicht so sehr die kommerzielle Warenförmigkeit der Objekte, also der Vorrang ihres Tauschwertes gegenüber ihrem Gebrauchswert, der die politische Ökonomie lange Zeit in kritischer Absicht an tradierte Materialitätskonzepte gefesselt hat, sondern die Tatsache, dass diesen Objekten nichts Definitives eignet und dass sie deshalb nicht nur im ökonomischen, sondern auch im metaökonomischen, also ontologischen Sinne ebenso verfügbar wie veränderbar sind. Genau darin, in dieser marktförmigen Möglichkeitsoffenheit besteht schließlich auch die spezifische gesellschaftliche Erfahrung im 20. Jahrhundert, die dann als Erfahrung der sozialen Mobilität einen neuen Gesellschaftstyp konstituiert, der nur scheinbar paradoxal im Transitorischen fundiert ist.²⁶

Diese Erfahrung ist zwar durch die konkreten Objekte vermittelt, die angeeignet werden können, aber durch diese hindurch habitualisiert sie vor allem den Modus des unaufhörlichen Aneignens. Sein Medium, also seine realitätskonstituierende Modalstruktur, sind deshalb Objekte, die von vorneherein auf Über-

25 Ebd., S. 19 et passim.

26 Vgl. Makropoulos, Michael: *Theorie der Massenkultur*. München: Fink 2008. S. 120 f.

bietbarkeit angelegt sind und entweder unter dem – technischen – Aspekt der Verbesserung oder unter dem – ästhetischen – Aspekt der Innovation als solche produziert und im Rahmen der distributiven Matrix des Fortschritts oder der Mode konsumiert werden. Sie begründen und modulieren ein Weltverhältnis, das Übergangshaftigkeit und Unabschließbarkeit prinzipiell positiviert und zum schlechterdings unabweisbaren Kriterium für den gesellschaftlichen Horizont des Wünschbaren macht. Gleichzeitig signalisiert dieses Weltverhältnis durch die Dinge hindurch eine möglichkeitsoffene Ontologie der sozialen Wirklichkeit, deren Modus in der Metapher des sozialen ‚Aufstiegs‘ ein sinnlich-räumlicher, also ein konkret vorstellbarer Ausdruck verliehen wird – der soziale Mobilität im Übrigen bemerkenswerterweise a priori vertikal-hierarchisch codiert. Vielleicht gehört der soziale ‚Aufstieg‘ mit allen seinen semantischen Derivaten am Ende zu den verräterischsten Metaphern einer Optimierungsgesellschaft, weil er die soziale Mobilität an vormodernen Weltbildern orientiert. Jedenfalls ist die Theorie des „Standardpakets“ gerade in ihrer Ambivalenz von Konformismus und Möglichkeitsoffenheit auf genau diese Situation gemünzt: Sie verdeutlicht die konstitutive Stabilisierungsbedürftigkeit – man könnte auch sagen: Kontingenz – sozialer Positionen, die Resultate erfolgreicher sozialer Mobilität sind. Schließlich bleibt nicht nur die soziale Position, sondern auch die psychologische Disposition des ‚Aufstiegers‘ immer prekär und deshalb unaufhörlich anerkennungsbedürftig.²⁷ Strenggenommen ist man nämlich nie endgültig angekommen – aber nicht nur, weil das Ziel unbeschadet aller Statussymbole abstrakt, imaginär und deshalb prinzipiell veränderlich ist, sondern auch deshalb, weil jede erreichte Position immer eine erreichte bleiben und nie eine gegebene, also immer eine relative und nie eine absolute sein wird. Entscheidend ist nämlich, dass sich die Stabilisierung der jeweils erreichten Position immer nur performativ vollzieht, weil sie stets in transitorischen Wirklichkeiten begründet und gleichzeitig an fiktionalen Horizonten ausgerichtet ist. Deshalb kann sie sich auch niemals in etwas Definitivem manifestieren. Prekäre Anerkennungsprozesse, so könnte man deshalb sagen, sind in transitorischen Wirklichkeiten und in überbietungsoffenen Objektverhältnissen fundiert, die jene konstitutive Struktur der überbietungsoffenen Unabschließbarkeit etablieren, die die Lebensführung der Individuen bestimmt, weil sie ein sozialer Zwang ist.

27 Vgl. Alheit, Peter/ Schömer, Frank: *Der Aufsteiger. Autobiographische Zeugnisse zu einem Prototypen der Moderne von 1800 bis heute*. Frankfurt am Main, New York: Campus 2009. S. 396 ff.

VI

Vielleicht ist es diese Optimierungsgesellschaft, die sich im Transitorischen begründet und die Möglichkeitsoffenheit zum absoluten Wert erklärt, wogegen sich die kulturellen Grenzziehungen richten, die das politische Feld zunehmend dominieren. Schließlich kann man diese Grenzziehungen als Widerstandslinien verstehen, die den Absolutismus der Möglichkeit mit seinem strukturellen Zwang zur Optimierung und seiner tendenziellen Normalisierung der Kontingenz in die Schranken weisen sollen. Wenn nämlich der Begriff der „Kultur“ ein eigenständig erschlossenes Weltverhältnis bezeichnet, impliziert dies zweierlei: Kultur gibt es, erstens, nicht im Singular und „Kultur“ signalisiert, zweitens, die relative Geschlossenheit des Möglichkeitshorizonts. Anders gesagt: Kulturen haben immer Grenzen – und sie bleiben nur so lange spezifische Kulturen, wie sie diese Grenzen hegen, indem sie sich aktiv von anderen Kulturen unterscheiden – oder aber gegen habitualisierte und institutionalisierte Grenzenlosigkeiten behaupten. Entsprechendes gilt für Identitäten. Identitäten sind der Inbegriff dessen, was durch Grenzziehungen konstituiert wird – und das gerade dann, wenn sie ihre Selbstverständlichkeit verlieren, reflexiv werden oder vollends konstruiert sind. Kulturelle Grenzziehungen sind dann im Kern Versuche der Re-Differenzierung des Sozialen. Und identitätspolitische Grenzziehungen sind dann im Kern Versuche der Re-Spezifizierung des Individuellen. Beide zielen über bloße Unterschiede hinaus auf Besonderheiten qualitativer Art, auf konkrete Besonderheiten, auf längerfristige Wirklichkeiten und am Ende auf bindende, definitive Zugehörigkeiten. Dagegen steht die moderne Gesellschaft. Ihr Signum ist der offene Möglichkeitshorizont, die Unabschließbarkeit fortschrittslogischer Optimierung, die Positivierung des Transitorischen und die organisierte Auflösung der definitiven sozialen Orte und der konkreten Bindungen an sie, kurz: ihr Signum ist die Normalisierung der Kontingenz. Sie bildet ein allgemeines strategisches Dispositiv, dessen historischer Effekt die tendenzielle Überschreitung jeder Äußeren und die Auflösung jeder inneren Grenze ist. Die soziale Folge ist bekannt: es ist die globalisierte, aufstiegsorientierte und statusbasierte liberale Mittelschichtgesellschaft, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als paradigmatische soziale Wirklichkeit etabliert hat und seit geraumer Zeit nicht nur das positive Sozialmodell einer globalisierten Moderne ist, sondern überhaupt den Begriff von Gesellschaft dominiert, weil sie zur gesellschaftlichen Norm wurde, der gegenüber jede andere soziale Lebensform als Abweichung, wenn nicht als Regression gilt.

Wahrscheinlich ist es diese gesellschaftliche Norm, gegen die sich der neue Wille zur Grenzziehung und die aktuelle Geringschätzung der Horizontverschiebung richten. Wenn es aber tatsächlich wieder einmal eine soziale Welt ohne of-

fenen Horizont und mit klaren Grenzen geben sollte, wie es noch die meisten modernitätskritischen Positionen expressis oder impressis verbis imaginiert und alle antimodernen Politiken, die religiösen wie die säkularen, propagiert und praktiziert haben, wäre diese Welt auch eine soziale Welt ohne Kontingenz. Es wäre eine Welt, in der das, was ist, nicht anders sein könnte. Es wäre tatsächlich eine sinnerfüllte Welt, die einem „gottgeordneten, also irgendwie ethisch *sinnvoll* orientierten Kosmos“ gleichkäme, wie man mit einem Wort von Max Weber sagen kann.²⁸ In dieser Welt wäre wirklich alles und jedes an seinem rechten Ort, man wüsste stets, was es mit den Dingen auf sich hat und es gäbe deshalb auch keinen Zweifel darüber, wo die Menschen jeweils hingehören – sozial, territorial und transzendental. Das muss man aber erst einmal ertragen wollen.

Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter/ Schömer, Frank: *Der Aufsteiger. Autobiographische Zeugnisse zu einem Prototypen der Moderne von 1800 bis heute*. Frankfurt am Main, New York: Campus 2009. S. 396 ff.
- Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart: Reclam 1961.
- Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. Zweiter Band. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973.
- Blumenberg, Hans: „Nachahmung der Natur. Zur Vorgeschichte der Idee des schöpferischen Menschen“. In: ders.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*. Stuttgart: Reclam 1981, S. 55–103.
- Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998.
- Fulda, Hans Friedrich: „Grenze, Schranke“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3. Basel: Schwabe Verlag 1974. Sp. 875–877.
- Gatzemeier, Matthias: „Grenze“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3. Basel: Schwabe Verlag 1974. Sp. 873–875.
- „Grenze“. In: *Reallexikon für Antike und Christentum*. Bd. XII. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 1983. Sp. 1095–1107.
- Febvre, Lucien: „„Frontière“ – Wort und Bedeutung“. In: *Das Gewissen des Historikers*. Berlin: Wagenbach 1988. S. 27–37.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971.
- Foucault, Michel: „Andere Räume“. In: *Aisthesis. Wahrnehmung heute*. Leipzig: Reclam 1990. S. 34–46.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr 1990.
- Gehlen, Arnold: *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*. Frankfurt am Main, Bonn: Athenäum 1965.

²⁸ Weber, Max: „Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen“. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Bd. I. Tübingen: Mohr 1986. S. 564.

- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke.* Bd. 12. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970.
- Jauß, Hans Robert: „Literarische Tradition und gegenwärtiges Bewußtsein der Modernität“. In: ders.: *Literaturgeschichte als Provokation.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970. S. 11–66.
- Koschorke, Albrecht: *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.
- Koselleck, Reinhart: „‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien“. In: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 349–375.
- Le Corbusier: „Leitsätze des Städtebaus“. In: *Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts.* Hrsg. von Ulrich Conrads. Braunschweig/ Wiesbaden: Vieweg 1981. S. 84–89.
- Lepenies, Wolf: *Melancholie und Gesellschaft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1969.
- Makropoulos, Michael: *Modernität und Kontingenz.* München: Fink 1997.
- Makropoulos, Michael: „Historische Kontingenz und soziale Optimierung“. In: *Die Weltgeschichte – das Weltgericht? Stuttgarter Hegel-Kongress 1999.* Hrsg. von Rüdiger Bubner und Walter Mesch. Stuttgart: Klett-Cotta 2000. S. 77–92
- Makropoulos, Michael: *Theorie der Massenkultur.* München: Fink 2008.
- Makropoulos, Michael: „Meer“. In: *Wörterbuch der philosophischen Metaphern.* Hrsg. von Ralf Konersmann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007. S. 236–248.
- Medick, Hans: „Zur politischen Sozialgeschichte der Grenzen in der Neuzeit Europas“. In: *Sozialwissenschaftliche Forschungen* 20 (1991). S. 157–163.
- Medick, Hans: „Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes“. In: *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze.* Würzburg: Königshausen & Neumann 1995. S. 211–224.
- Mittelstraß, Jürgen: *Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie.* Berlin, New York: de Gruyter 1970. S. 341–358.
- Plessner, Helmut: „Wiedergeburt der Form im technischen Zeitalter“. In: ders.: *Politik, Anthropologie, Philosophie. Aufsätze und Vorträge.* München: Fink 2001. S. 71–86.
- Riesman, David/ Roseborough, Howard: „Laufbahnen und Konsumverhalten“. In: David Riesman: *Wohlstand wofür? Essays.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. S. 17–50.
- Scherer, Maximilian: „Horizont“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie.* Bd. 3. Basel: Schwabe Verlag 1974. Sp. 1187–1206.
- Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe.* Bd. 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.
- Steiner, George: *In Blaubarths Burg. Anmerkungen zur Neudefinition der Kultur.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972.
- Waldenfels, Bernhard: „Heimat in der Fremde“. In: ders.: *In den Netzen der Lebenswelt.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985. S. 194–211.
- Weber, Max: „Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen“. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie.* Bd. I. Tübingen: Mohr 1986. S. 237–573.
- Wokart, Norbert: „Differenzierungen im Begriff ‚Grenze‘“. In: *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze.* Hrsg. von Richard Faber und Barbara Naumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 1995. S. 275–289.